

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	19 (1946-1947)
Heft:	3
Artikel:	Selbstvertrauen muss der Mann haben
Autor:	Brennwald, R.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-850876

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seitig das menschliche Gelände ab, die Klasse lässt ihre Versuchsballs steigen, erkundet durch die dazu geeigneten Organe, was man sich bei dem neuen Lehrer alles erlauben darf, und in wohl ausgedachter Reihenfolge werden die Reaktionen des Lehrers durchprobiert. Hält dieser dem Examen stand, dann beginnt das „normale“ Zusammenleben, fällt er durch — dann gnade ihm Gott, er wird es sehr schwer haben. Bei Wiechert, bei Th. Mann ist dieser Typus des unglücklichen Lehrers dargestellt, mit dem die Jugend ihr grausames Spiel treibt. Oft wider besseres Wissen und Gewissen lässt sich eine Klasse dazu hinreissen, den einmal genossenen Triumph immer wieder auszukosten, wobei es an erforderlichen Variationen zum eigenen Gaudium und zur Qual des Lehrers nicht fehlt. Mit Vernunftgründen ist gegen ein solches Treiben wenig auszurichten. Denn das Urteil der Klasse ist als Kollektivurteil irrational, es ist in mehr als einer Beziehung rätselhaft, unberechenbar.

Aber wie kommt es denn zustande? Wovon hängt das Urteil einer Klassengemeinschaft ab? — Vermutlich begehen selbst bedeutende Erzieher bei ihren ersten Schritten auf dem pädagogischen Terrain gewisse Ungeschicklichkeiten und Fehler in der Behandlung der Schüler. Warum bricht ihnen das nicht den Hals? Wieso gibt es Lehrer, die fachlich Hervorragendes leisten und doch Mühe haben, sich durchzusetzen? An der Beherrschung des Stoffes, am Geschick der didaktischen Darstellung allein liegt es nicht, so wichtig diese Dinge sind. Es gehört von seiten des Lehrers eine gewisse Dosis Vitalität dazu, damit ihn die Klasse anerkennt. Sie gehorcht ihm, wenn er ihr imponiert, wie der Vulgarausdruck lautet. Nicht nur von ferne ähnelt das Verhältnis zwischen der Klasse und dem Lehrer demjenigen zwischen Ross und Reiter. Es beruht unter anderem, das in die Sphäre höchster geistiger Entscheidungen reicht, auf einer unausgesprochenen biologischen Verständigung. Man kann eine Klasse „verderben“, indem man sie zu hart anfasst. Man kann sie noch leichter verderben, indem man die Zügel zu sehr lockert, die Richtung zu wenig klar bestimmt. Versteht man sich aber, so genügen Andeutungen, ein unmerkliches Zögern, ein Blick,

um einander erraten zu lassen. Sind Lehrer und Klasse aufeinander eingespielt, dann begleitet die gemeinsame Arbeit jenes köstliche Wohlgefühl, das im Geistigen wie im Körperlichen das Kennzeichen einer harmonischen Bewegung ist. Dann werden selbst Konflikte auf eine Art gelöst, die keinen Stachel hinterlassen.

Dass es aber den Gliedern der Lehrgemeinschaft bei dieser Harmonie nicht zu langweilig werde, dafür ist, wie jedermann weiß, durch die Abwechslung des Schullebens reichlich gesorgt. Die Fäden der Sympathie, die Lehrer und Schüler verbinden, sind ein überaus zartes Gewebe. In wenigen Minuten kann zerrissen werden, was in Monaten behutsamer Arbeit nur mühsam wieder herzustellen ist. Und es gibt Zerstörungen, die man überhaupt nicht wieder gutmachen kann.

Gefährlich ist es, sich in Sicherheit zu wiegen, wenn man eine Klasse gewonnen zu haben glaubt. Schritt für Schritt kann man ein ganzes Kapital an Achtung verlieren, bis nichts mehr übrig bleibt als die tödlichste aller Ablehnungen: die Gleichgültigkeit. Täglich findet ja ein neues Plebisitz statt. Täglich sind soundsoviele beobachtungsfreudige Augenpaare kritiklustiger junger Menschen auf den Lehrer gerichtet. Täglich steht alles auf dem Spiel. Es ist ja gerade der Reiz des Schüler-Lehrer-Verhältnisses, dass es, wie alle menschlichen Beziehungen, jeden Tag neu gestaltet werden muss. Die Beziehungen wandeln sich, verändern Farbe und Gewicht, sind auch von Klasse zu Klasse denkbar verschieden. Zwischen erklärter Freundschaft, bedingter Anerkennung, temperiertem Wohlwollen, latenter Opposition und offener Gegnerschaft gibt es eine unendlich reiche Skala der Zu- und Abneigungen. Nie ist man — im Guten wie im Bösen — vor Überraschungen sicher. Solange der Lehrer wirkt, hat er mit der täglichen Abstimmung seiner Schüler zu rechnen. Die sind nun freilich nicht unfehlbar, sind vor Fehlentscheiden noch weniger gefeit als der Souverän der grossen Politik. Aber ihre Meinungskundgebungen sind doch für den Lehrer etwas wie ein Spiegel, in den zu schauen ratsam ist und der gelegentlich seiner Selbstkontrolle etwas nachhilft.

Selbstvertrauen muß der Mann haben

von R. Brennwald, Zürich

Wenn ein junger Mann heute einen Beruf ergreifen will, so sollte er weder mit einem Minderwertigkeitsgefühl noch mit einem Mangel an Selbstvertrauen behaftet sein. Und gerade in dieser Beziehung kann in der Erziehung der jungen Leute vorgesorgt werden.

Vieles können wir in dieser Hinsicht von Amerika lernen.

So kennt man zum Beispiel in den USA. die Anrede „Herr Direktor“ oder „Herr General-Direktor“ einem Vorgesetzten gegenüber nicht, selbst nicht in den grössten Industrie-Konzernen. Die Anrede beim Familiennamen des Betreffenden genügt vollständig. Diese Eliminierung jeden Titels in der Anrede einer leitenden Persönlichkeit, fällt drüben jedem Europäer sofort auf. Nur eine Kleinigkeit, aber von grösster Tragweite.

Es ist gewiss ein Unterschied, ob der unterste Angestellte zu dem „Herrn General-Direktor“ oder aber zu Herrn Smith gerufen wird, der gerade die Stellung des General-Direktors bekleidet.

Der europäische Angestellte geht beklommenen Herzens in das Allerheiligste seines General-Direktors; der amerikanische Angestellte dagegen geht frei von jeder Erregung, mit einem gewissen Selbstbewusstsein, nach dem Büro des Herrn Smith. Der Europäer würde kaum an die Möglichkeit denken, auch einmal General-Direktor zu werden, wogegen der Amerikaner von Anfang an darnach trachtet, später eine ähnliche Stellung wie Herr Smith zu erringen.

Herr Smith ist sich dessen wohl bewusst, und die Unterredung zwischen ihm und dem Angestellten ist daher auch in einem freundschaftlichen

beinahe familiären Ton gehalten. Dadurch allein schon wird das Selbstvertrauen des Angestellten in einem Masse gehoben, wie dies bei der distanzierten, zumeist herablassenden oder befehlenden Art und Weise des europäischen General-Direktors gegenüber seinen Angestellten, nie möglich sein wird.

Eine Lehrzeit ist drüben ebenfalls unbekannt. Man weiss ja wie es sich hier in Europa damit verhält. Der junge Mann wird für 2—3 Jahre vertraglich festgebunden, muss dann alle möglichen untergeordneten Arbeiten, wie Bureau reinigen, Packen, Ausgänge machen etc. besorgen, sowie andere Hilfsarbeiten, die nichts mit dem eigentlichen Beruf zu tun haben, und dies alles ohne Gehalt, wenn er nicht gar noch Lehrgeld bezahlen muss. Vor den Lehrlings-Prüfungen wird ihm dann noch schnell etwas vom wirklichen Beruf eingetrichtert.

Vielleicht findet der junge Mann, dass ihm der Beruf überhaupt nicht zusagt. Macht nichts, er muss seine drei Jahre aushalten. Damit verliert er unter Umständen drei der besten Jahre seiner Jugend und seine Eltern die notwendige Unterstützung. Erst nach Ablauf der Lehrzeit kann er endlich eine kleine, schlecht bezahlte Anfangsstellung erhalten und damit beginnt tatsächlich erst seine eigentliche Lehrzeit. Sehr häufig hat er bis dahin jedoch bereits durch die „Lehrzeit“ alles Selbstvertrauen verloren.

Er tritt in seine erste Stellung mit einem Minderwertigkeitsgefühl, das ihn für das ganze Leben in den Klauen hält und ihn sukzessive zu einem burokratischen Pedanten macht, der meist nur ausgenutzt wird, aber nie die Energie aufbringt, sich zu einer verantwortlichen Stellung emporzuschwingen oder gar selbstständig zu werden.

Ganz anders in Amerika. Entlassen aus der Schule sucht sich der Jüngling selbstständig eine Stellung. Das heisst, er wird nicht begleitet von Vater oder Mutter. Er geht allein zu Mr. Smith und bietet seine Dienste an. Ist er erfolgreich, dann kann er sofort anfangen, ohne Vertrag, und gilt als vollwertiger Angestellter, der von Anfang an, wenn auch ein kleines, doch anständiges Wochengehalt erhält, das mit der Zeit erhöht wird. Man nennt ihn, seiner Jugend wegen im Anfang „Office-Boy“, doch ist diese Bezeichnung keineswegs mit Lehrling zu vergleichen, obgleich er auch manche kleinere Hilfsarbeiten verrichten muss — dafür wird er aber bezahlt. Kündigung oder Vertrag gibt es nicht — dies ist sogar ungesetzlich —, er ist vollkommen frei, auszutreten, wenn es ihm beliebt, speziell, wenn er bessere Aussichten hat, er kann aber auch jederzeit von der Firma entlassen werden; dies beruht also auf Gegenseitigkeit. Nach europäischer Auffassung erscheint ein solches Verhältnis nicht sehr vorteilhaft, doch habe ich in lan-

gen Jahren keinen einzigen Fall erlebt, wo ein Angestellter ungerecht entlassen worden wäre, oder ohne Grund selbst seine Stellung aufgegeben hätte. Dies kommt daher, weil der Amerikaner, korrekt, gerecht und fair ist. Er betrachtet seine Angestellten gewissermassen als Mitarbeiter und zur Familie gehörig und es müsste schon eine krasse Nachlässigkeit vorliegen, um die Entlassung eines Angestellten zu rechtfertigen.

Dieses patriarchalische Verhältnis geht sogar so weit, dass Angestellte, die schon viele Jahre in derselben Firma sind, noch immer beim Vornamen gerufen werden und die selbst den General-Direktor, die sie schon in jüngeren Jahren kannten, beim Vornamen ansprechen, ohne dass sich derselbe im geringsten getroffen fühlen würde, auch nicht, wenn Fremde anwesend sind.

Zeugnisse gibt es nicht, es werden auch keine verlangt. Jedermann kann sich ein gutes Zeugnis verschaffen. Das weiss der Amerikaner sehr wohl. Es gilt daher nur die wirkliche Leistung. Kannst du etwas, so ist deine Stellung gesichert, kannst du nichts, so gibt man dir deinen Hut in die Hand und du kannst wieder gehen. Du wirst natürlich nur auf die Stunde ausbezahlt, und hast keinen Anspruch auf ein ganzes Wochengehalt, wie dies in Europa der Fall wäre. Alle Gehälter werden wöchentlich ausbezahlt. Dadurch hat der Angestellte ständig Geld in der Tasche und muss nicht die letzte Hälfte des Monats sich einschränken, oder gar Hunger leiden.

So wächst der junge Amerikaner heran, ohne sich auf einen Anstellungsvertrag zu verlassen, in vollem Selbstvertrauen und im Vertrauen in seine Vorgesetzten und Mitarbeiter. Er braucht nicht einer bevorzugten Klasse anzugehören, der Weg steht ihm frei, sich ehrlich emporzuarbeiten, zu hohen und höchsten Stellen. Wie rasch er Karriere macht, hängt von ihm selbst und den Umständen ab. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass häufig, selbst verhältnismässig junge Leute, im Alter von 27 bis 28 Jahren, hohe, verantwortungsvolle Stellen einnehmen; viele derselben haben sich aus den ärmsten Verhältnissen heraus emporgearbeitet, gestützt auf die bekannte amerikanische Devise: „Give him a chance.“

Selbstverständlich sind die jungen Amerikaner von frühester Jugend an an diese Verhältnisse gewöhnt. Diese grosszügige Auffassung wird ihnen schon zu Hause und in der Schule beigebracht. Sie wissen daher auch das ihnen entgegengebrachte Vertrauen voll und ganz zu würdigen und sich innerhalb dem vorgezeichneten Rahmen zu bewegen.

In Europa wäre dies heute noch kaum möglich. Der junge Europäer muss erst auf einer ganz anderen Basis, als bisher, aufwachsen können.

Zum Schluss nun noch eine kleine, selbsterlebte

Episode aus dem amerikanischen Geschäftsleben:

Es ist fünf Minuten vor vier Uhr nachmittags. Im Büro des Präsidenten einer grossen Versicherungs-Gesellschaft. Der Präsident bespricht soeben eine Angelegenheit mit seinem General-Direktor. Plötzlich wird die Türe aufgerissen, ein kleiner, etwa 16jähriger Junge schaut herein und ruft von der Türe her: „Wie steht's mit der Post, Boss, ist sie unterzeichnet? es ist nämlich gleich vier Uhr!“

Der General-Direktor, der neben dem Präsidenten steht, schaut diesen erstaunt an. Ich muss hier befügen, dass drüben in einem Büro nie angeklopft wird, man tritt ohne weiteres, selbst beim Präsidenten ein.

Der Präsident: „Schon gut, Tom, ich werde sie gleich nachher unterzeichnen.“

Der Junge: „Dann soll ich also warten?“

General-Direktor: „Siehst du nicht, dass wir hier etwas besprechen, natürlich musst du warten!“ (Der General-Direktor ist ein früherer Europäer, der, da er in einem andern Gebäude sein Bureau hatte, den Jungen, der erst einige Tage da war, nicht kannte.)

Der Junge: „All right, Sir“ (geht hinaus).

Der General-Direktor: „Wo haben Sie denn diesen Jungen her, Mr. Smith?“

Präsident: „Unser jüngster Office-Boy, vor drei Tagen eingestellt.“

Punkt vier Uhr betritt der Junge wieder das Bureau.

Der Junge: „Es ist vier Uhr, ist die Post jetzt fertig, Boss?“

General-Direktor: „Donnerwetter, du sollst doch warten, du siehst dass Mr. Smith beschäftigt ist!“

Der Junge: „Geht nicht, ich kann nicht länger war-

ten, es nimmt mich nachher noch 15 Minuten bis die Post fertig gemacht ist.“

Präsident: „Bist du denn so in Eile, Tom?“

Junge: „Gewiss, Mr. Smith, ich habe diese Stelle angenommen unter der ausdrücklichen Bedingung, dasspunkt vier Uhr Feierabend ist. Von den sechs Dollars, die Sie mir bezahlen, kann ich mich und meine alte Mutter nicht ernähren. Ich muss mit der Hochbahn nach Hause fahren, zu Abend essen und wieder in die Stadt, um meine Nachtstellung anzutreten, woselbst ich von 6 Uhr bis Mitternacht arbeite. Sie werden wohl nun selbst begreifen, dass ich nur wenig Zeit habe.“

Der General-Direktor wird wütend, doch der

Präsident: „Gut Tom, ich begreife“ (damit unterschreibt er die Post und gibt sie Tom, der hinaus geht.)

Der General-Direktor den Präsidenten erstaunt anlachend: „Well, Mr. Smith, was sagen Sie dazu? In Europa würde man den Kerl hinauswerfen. Was werden Sie tun?“

Präsident: „Der Junge ist tüchtig, er wehrt sich für sein gutes Recht. Von morgen an werde ich sein Gehalt verdoppeln.“

Der kleinliche und engherzige, europäische General-Direktor schwieg. Das war für ihn etwas Neues. Er musste innerlich seinem Präsidenten recht geben.

Zehn Jahre später aber war Tom Vize-Direktor derselben Gesellschaft. Er bewährte sich glänzend. Hätte ihn der Präsident damals auf die Strasse gestellt, so hätte er wahrscheinlich den Glauben an sich selbst verloren. So aber war er seinem Präsidenten zeitlebens dankbar.

Daher: „Give them a chance.“ (Gebt ihnen eine Chance).

Belanglosigkeiten

Von Felix Practicus

Die dritte Turnstunde:

Die dritte Turnstunde wird, nachdem einmal der Krieg zu Ende ist, wieder verschwinden, wie sie gekommen ist. Wer so denkt und wessen Hoffnungen und Wünsche so gerichtet sind, hat sich sicher nie Rechenschaft gegeben, ein wie kümmerliches Dasein der Turnunterricht bis anhin gefristet hat und da und dort trotz der dritten Turnstunde noch immer fristet. Mit ihrer Einführung ist ja auch bloss ein Teil jenes Rahmens gegeben, innerhalb dessen sich die körperliche Ertüchtigung der Jugend entwickeln kann. Aber schon der Rahmen ist nicht vollkommen. Doch fehlen viele Turnplätze und Turnhallen und dem Mädchenturnen fehlt noch viel mehr.

Die dritte Turnstunde ist auch keine Uebertreibung; denn den drei Wochenstunden Körperbildung stehen noch immer etwa 25 Stunden anderen Unterrichts gegenüber. Zwar muss die Geistesbildung für sich in Anspruch nehmen, viel differenzierteren Aufgaben gegenüber zu stehen. Dies ist jedoch kein Grund, dem jungen Menschen keine genügende Bildung seines Körpers

angedeihen zu lassen. Zwar kann eine gesunde Seele nicht nur in einem gesunden Körper wohnen, aber auch hier dürfte die Ausnahme die Regel bestätigen. Und glaubt etwa jemand, dass die Nachkriegszeit nicht ebenfalls ein gesundes, körperlich tüchtiges Geschlecht verlangt?

Wir müssen uns vielmehr daran gewöhnen, der Körperbildung der Jugend die gleiche Sorgfalt angedeihen zu lassen, wie wir es seit Jahrzehnten, ja bald einmal seit Jahrhunderten mit der Geistesbildung getan haben. Nicht im Sinne einer besonderen Wertschätzung für die eigentliche Körperleistung, für den Sport und für die Muskelkraft; auch nicht allein im Hinblick auf die Landesverteidigung. Wohl aber sollte unsere Jugend zur Ueberzeugung geführt werden, dass ein gestählter und leistungsfähiger Körper die beste Voraussetzung für jede Leistung, auch für solche auf geistigem Gebiete darstellt. Er ist die Voraussetzung für jenes Wohlbefinden körperlicher und seelischer Art, das uns die Arbeit zum Vergnügen werden lässt und das, sofern es uns